

Liebe Margrit,

das war eine lange Nacht, habe tief und fest geschlafen und mit wirren Träumen.

Ich wachte auf und trat ans Fenster, weil ich den Wind hörte,
der in den feurigfarbig leuchtenden Blättern der Bäume rauschte
und die Äste hin und her riß.

Ich öffnete das Fenster,
der Wind strich mir übers Gesicht wie eine kühle Hand.

Es traf mich wie ein Schlag, denn was ich spürte,
kam so unvermittelt, dass ich gar nicht wußte, was und wie mir geschah,
es war einfach da.

Aber tief innen spürte, wußte ich es.

Und ich sah das Rauschen der Blätter im Morgenlicht,
in der klaren hellen Morgensonne, gelb leuchtend und nur scheinbar warm,
sah das Wogen der Äste, und die bunten Blätter dran, goldgelb und rot wie Blut,
die schon immer wußten, was ihnen droht und sie wissen es von Anfang an,
dass sie fallen müssen, ganz sacht und leicht und loslassen.
Nun tanzen sie wie irr im Wind.

Und ich verstand, was die Blätter mir sagten,
was sie mir sagen wollten, verstand ihr Rauschen.

Es traf mich wie ein Schlag, nicht wie ein Schlag ins Gesicht.
Es war wie ein Ziehn, wie ein Stich, rot und mitten ins Herz:

Die Mutter ist im Wind, das hörte ich, ihr Kind.

Hermann Weber

Brief an Margrit Gass vom 15. Oktober 2008